

Leseprobe 1

“Wie hoch geht es denn noch?” War es wirklich eine gute Idee, dass ich meinem Mann und unseren beiden Jungs folgte?

„Gleich haben wir es geschafft!“, kam die mehr oder weniger motivierende Antwort von Christian, der unsere Kolonne anführte.

Mit seinen zehn Jahren war er das jüngste und scheinbar auch das mutigste Familienmitglied. Er war schon immer der Haudegen, der einfach loslegte, wenn er was wollte. Ganz im Gegensatz zu seinem zwei Jahre älteren Bruder. Jan war eher der Denker.

Tatsächlich, die Treppe führte noch über zwei weitere Ebenen den Turm hinauf und dann waren wir am Ende angekommen.

„Puh, da soll ich jetzt runterrutschen?“ Noch etwas skeptisch und mit einem gesunden Respekt guckte ich in den Tunnel der Wasserrutsche, der sich vor uns öffnete. Die Sicht war nicht besonders weit, denn die Röhre begann mit einem relativ steilen Abwärtswinkel und ging dann auch gleich in die erste Kurve über.

„Logisch, dass macht Spaß!“ Peter, mein Mann, gab mir einen anspornenden Klaps auf den Hintern.

„Na gut!“ Ich zupfte meinen blauen Bikini zurecht. Weniger, weil er nicht saß, sondern mehr, um mich selbst zu motivieren. Nun waren wir heute in diesem riesigen Badeland, und ich wollte den Spaß mitmachen.

„Kriege ich noch einen Abschiedskuss?“ Ich drehte meinen Kopf über die linke Schulter nach hinten, wo Peter stand. Er strich mir wie bei einem kleinen Kind über den Hinterkopf und gab mir einen Kuss. „Tröst! Du schaffst das schon!“

Mit den Worten: „Du machst Dich gerade lustig über mich“, streckte ich ihm neckisch meine Zunge raus.

„Ich? - niemals!“ - und er strahlte über das ganze Gesicht.

Christian und Jan waren bereits mit einem freudigen Aufschrei in dem Tunnel verschwunden. Eine Querstange oberhalb der Röhre ermöglichte einen schwungvollen Start. Ohne weiter nachzudenken, was mich auf der Rutsche wohl erwarten würde, fasste ich an die Stange und schwang mich in den “Abgrund“. Dabei entfuhr auch mir

ein jauchzendes "Huch". Durch den Abwärtswinkel nahm ich sofort Fahrt auf und raste in Rückenlage im "Nullkommanichts" nach unten. Immer wieder wurde mein Körper rechts und links an der Röhrenwand hochgedrückt. Nach nur wenigen Sekunden, aber viel Spaß, öffnete sich die Röhre, und ich sauste im freien Flug ins Wasser. Die Fahrt war zu Ende!

„Und Mama, wie war es?“ Jan und Christian standen am Beckenrand und beobachteten mit Freude, wie ich mich im Bassin aufrappelte, nach Luft schnappte und meinen Bikini zurechtzupfte. Diesmal, um ihn wirklich wieder an den Platz zu bringen, wo er hingehörte.

Leseprobe 2

„Wir werden jetzt eine Stanzbiopsie vorbereiten.“

Obwohl Dr. Mendelsmann in einer sehr beruhigenden Weise mit mir sprach, fing ich plötzlich an, am ganzen Leib zu zittern. Nur mit Mühe konnte ich einen Heulanfall unterdrücken, denn durch meine Internetrecherchen wusste ich in etwa, was jetzt auf mich zukam.

„Mit der Biopsie entnehmen wir Gewebeproben, die in der Pathologie untersucht werden. Erst dann können wir einstufen, ob der Tumor bösartig ist“, informierte mich Dr. Mendelsmann.

Mit dem Begriff "Pathologie" verband ich hingegen sofort das Schicksalsende der Mordopfer in den von mir so gerne gelesenen Kriminalromanen.

„Ich bin gerade ziemlich am Zittern“, gestand ich den beiden Ärzten. Nicht nur mein Herz raste, auch meine Stimme zitterte bei diesen Worten.

Dr. Mendelsmann versuchte mich zu beruhigen: „Das ist völlig in Ordnung. Wir bereiten alles vor und erklären Ihnen dann ganz genau, was wir gleich machen.“

Panik stieg in mir auf. Zum ersten Mal wurde mir bewusst, dass ich unweigerlich auf einem Weg war, den ich eigentlich gar nicht gehen wollte. Hier gab es kein zurück, jetzt wurde es ernst.

Dr. Ende setzte sich mit seinem Stuhl an meine Seite. Hinter ihm stand nun auch eine Arzthelferin zum Assistieren. Schnell deckte er meinen Brustbereich mit grünen Tüchern ab.

„Oje, wird das jetzt eine halbe Operation?“, dachte ich bei mir. Die Vorbereitungen ließen mich nicht wirklich ruhiger werden. Dr. Ende wendete sich mir zu und zeigte mir ein Instrument.

„Das ist eine Stanznadel. Ich werde den seitlichen Bereich der Brust jetzt örtlich betäuben und einen ganz minimalen Schnitt machen, dann führe ich die Stanznadel in die Brust ein. Über den Ultraschall kann ich genau verfolgen, wo die Nadel sich gerade befindet. In der richtigen Position angekommen, löse ich einen Art Schuss aus und die Stanze schneidet in Hochgeschwindigkeit eine Gewebeprobe ab.“

Zur Demonstration löste Dr. Ende vor meinen Augen einen „Schuss“ aus.

„Erschrecken Sie sich nicht vor dem lauten Knacken und versuchen Sie einfach ganz locker liegen zu bleiben!“

Entsetzt riss ich meine Augen auf. „Sie wollen doch nicht etwa dieses fette, lange Monsterteil in meine Brust schieben?“

Bei dem Anblick der Stanze erinnerte es mich eher an eine Betäubungsspritze für Elefanten.

„Schauen Sie am besten gar nicht hin“, riet mir Dr. Ende.

„Tut das weh?“, versuchte ich es mit einer neuen Frage.

„Es zieht bestimmt etwas und ein Zahnarzttermin ist vielleicht auch angenehmer, aber Sie schaffen das schon. Wir fangen jetzt einfach an.“

Ich zitterte immer noch am ganzen Körper und drehte meinen Kopf nach links zur Wand.

Leseprobe 3

Auf der Transportliege angekommen, schnallten mich die Sanitäter an und legten mir die Drainagebeutel auf den Bauch. Dann ging es los. Das Schieben auf der Liege durch endlos lange Krankenhausflure war abenteuerlich. Während ich so lag und an die

Decken der Gänge starnte, die vor meinem Auge wie ein Schnellband dahinrasten, wurde mir leicht flau im Magen. Ich kämpfte gegen die aufkommende Übelkeit, indem ich meinen Blick mehr auf die Fahrtrichtung als auf die Decke richtete. Ich wollte mir nicht die Blöße geben, den Sanitätern sagen zu müssen, dass mir von der Fahrt auch noch schlecht wurde.

Dann waren wir endlich am Ausgang, wo der Krankenwagen wartete.

Die Fahrt im Krankenwagen war kaum weiter als zweihundert Meter. Was mir sehr entgegen kam, denn sie führte über holpriges Kopfsteinpflaster und durch mehrere Kurven mit einigem Abbremsen und wieder Anfahren. Zwar heißt es, "besser schlecht gefahren, als gut gelaufen" – doch so schlecht, in Rückenlage, entgegen der Fahrtrichtung und mit dem Geruch von Desinfektionsmittel in der Nase, wollte ich es auch nicht haben.

Dann ging es zum Glück wieder hinaus aus dem Krankenwagen und hinein ins Hauptgebäude. Nach diversen Gängen und einer Fahrstuhlfahrt waren wir im OP-Bereich angekommen. Die Sanitäter übergaben meine Akte an die dortige Schwester und halfen mir, von der Transportliege in ein Krankenbett zu wechseln. Da ich nun wusste, wie es ging, war diese Hürde schnell genommen. Die Sanitäter verabschiedeten sich freundlich von mir, nahmen ihre Transportliege "unter den Arm" und verließen den OP-Bereich.

Leseprobe 4

„Laut Ultraschall liegt eine 29. Schwangerschaftswoche vor.“ Jetzt hörte ich die Fassungslosigkeit meiner Ärztin ganz deutlich heraus: „Sie sind schwanger!“, wiederholte Sie diese Tatsache. Eigentlich mehr zu sich selbst als zu mir.

Ja, so konnte man den Zustand in der 29. Woche nennen.

„Dann kriege ich in elf Wochen ein Kind?“ Auch mir fiel nichts Sinnvolleres ein. Wir schienen beide momentan einiges verarbeiten zu müssen.

Frau Dr. Dirksen erholte sich als Erste und griff nun zu ihrem

Schwangerschaftskalender in Form einer Drehscheibe und stellte fest, dass die

Empfängnis bereits Anfang April gewesen sein musste. Nun wurde mir die ganze Dramatik erst richtig bewusst und die Farbe wich aus meinem Gesicht.

„Dann war ich ja während der gesamten Krebstherapie schwanger!? Operationen, Chemotherapie und Bestrahlungen. Alles hat das Baby mitgemacht!?“

„Ja. Ich kann es auch nicht glauben. Ich muss den Ultraschall nochmal machen.“

Wieder griff Frau Dr. Dirksen zu ihrem Schallkopf und fuhr über meinen Bauch, wieder war Schweigen im Raum.

„Es bleibt dabei! Die Berechnung ist eindeutig!“

Ich konnte direkt hören, wie Frau Dr. Dirksen tief Luft holte, während sie den Schallkopf beiseitelegte und sich abermals im Stuhl zurück lehnte.

Ich merkte, wie mir ein Kloß den Hals zusammenschnürte. Mit ängstlicher, zitternder Stimme stellte ich die Frage aller Fragen:

„Was ist da in meinem Bauch? Ist das Baby überhaupt lebensfähig?“

„Frau Mühlenhoff, ehrlich gesagt, ich weiß es nicht. Das müssen wir jetzt abklären. Ich rufe in der Frauenklinik bei Herrn Dr. Zock an. Mit ihm sollten Sie schleunigst sprechen. Während ich das Telefonat führe, gehen Sie bitte ins Labor und lassen eine Blutabnahme machen. Auch rufe ich in der Strahlenpraxis an, denn Ihre Bestrahlungen brechen wir natürlich sofort ab.“

Ich erhob mich von der Liege, zog mich an und verließ das Behandlungszimmer.

Beim Hinausgehen musste ich wieder durch das Sprechzimmer meiner Ärztin gehen. Da diese noch nicht am Telefonieren war, entschloss ich mich zu einer weiteren ängstlichen Frage.

„Wenn dieses Kind nicht lebensfähig sein sollte, was passiert denn dann in so einem fortgeschrittenen Schwangerschaftsstadium? Ich meine, von der Schwangerschaftswoche her habe ich doch ein voll ausgereiftes Kind im Bauch!“

Kaum ausgesprochen, hatte ich meine Frage eigentlich schon bereut. Denn ich wusste nicht, ob ich die Antwort überhaupt wissen wollte.

Zu spät. Meine Ärztin antwortete sofort und klärte mich über einen Schwangerschaftsabbruch in einem solchen Fall auf.

„Es würde eine Tötungsspritze durch die Bauchwand in das Herz des Kindes gesetzt werden und dann müsste das Kind von Ihnen tot geboren werden. Das ist natürlich eine Belastung für Sie und für jeden Arzt, der so eine Totgeburt begleiten muss.“

Oh Gott. Jetzt war es mir klar, dies wollte ich gar nicht wissen. Mir wurde schlecht. Ich nahm all meine Kraft zusammen, um mit Haltung das Sprechzimmer zu verlassen. Während ich noch im Labor zur Blutabnahme saß, kam Frau Dr. Dirksen in den Raum und überreichte mir einen Zettel.

„Ich habe gleich für Montag um 12.00 Uhr einen Termin für Sie machen können.“

Mit einem „Dankeschön“, nahm ich den Zettel entgegen.

„Wie ist Ihre Verfassung im Moment? Kann ich Sie alleine nach Hause fahren lassen?“

„Ja. Das geht“, antwortete ich mechanisch.

„Gut, rufen Sie mich bitte Montag nach dem Termin an. Dann liegt auch das Ergebnis der Blutabnahme vor.“

Auf dem Weg nach draußen zu meinem Wagen gingen die Gedanken wirr durch meinen Kopf. Ich konnte die ganze Situation nicht erfassen. Schlagworte kamen mir abwechselnd in den Sinn: Krebs – Vollnarkose – Kind im Bauch – Chemo – Schwangerschaft – Bestrahlung – Medikamente – Baby – Spritzen - Konnte das wirklich alles wahr sein?

Ohne ihn wirklich wahr zu nehmen, fuhr ich auf dem direkten Weg nach Hause, hielt aber in einer Seitenstraße vor unserem Ort an. Ich schaltete den Motor aus und zwang mich zur Ruhe. Schwanger! Das erste Mal legte ich meine Hand auf meinen Bauch und streichelte zärtlich über mein Baby. Meine Muttergefühle und die Liebe zu diesem ungeborenen Kind wurden geweckt. Nach einer Weile begann ich, zu meinem Baby zu sprechen:

„Was habe ich Dir bloß angetan? Es tut mir so unendlich leid. Das hast Du alles nicht verdient. Ich verspreche Dir, dass ich Dich ab sofort nur noch beschützen werde. Wir beide schaffen es, dass weiß ich. Ich liebe Dich mein kleines süßes Baby.“

Ich saß ganz still in meinem Auto, mit geschlossenen Augen und bedeckte mit beiden Händen meinen Bauch.